

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

M a g a z i n

für die

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 71.

Berlin, Freitag den 14. Juni

1833.

F r a n k r e i c h.

Gegenwärtiger Standpunkt der Französischen Sprache und Literatur.

Von Victor Hugo.^{*)}

Die Kunst hat gegenwärtig eine passende Stellung eingenommen. Der Streit um Worte hat einer Prüfung der Sachen Platz gemacht. Die Beinamen, die Spottnamen der Parteien haben für Niemanden mehr eine Bedeutung. Die Bezeichnungen Klassiker und Romantiker, welche derjenige, der diese Zeilen schreibt, niemals im Ernste ausgesprochen hat, sind aus jeder vernünftigen Unterhaltung eben so vollständig verschwunden, wie die der Ubiquitarier und der Antipadopyastiker. Und es ist schon ein großer Fortschritt in einer Erörterung, wenn die Partei-Bezeichnungen aus dem Spiele bleiben. So lange man um Worte kämpft, ist es nicht möglich, sich zu verständigen: es ist wüthendes, erbittertes und blindes Handgemenge. Diese Schlacht, welche in den letzten Jahren der Restauration unsere Literatur betäubte, ist jetzt beendet. Das Publikum fängt jetzt an, die Umrisse der wirklichen Fragen deutlich zu unterscheiden, welche seinen Augen durch den von der Polemik erregten Staub nur zu lange verbüllt geblieben waren. Der Faustkampf der Theorien hat aufgehört. Das Gebiet der Kunst ist jetzt keine Kampfbahn mehr, sondern ein Feld. Man schlägt sich nicht mehr auf demselben, sondern man bearbeitet es.

Unseres Erachtens ist der Sieg den neuen Generationen geblieben. Sie haben in allen Künsten eine feste Stellung eingenommen. Wir werden es vielleicht eines Tages versuchen, den genauen Punkt zu bezeichnen, wo sie sich in der Poesie, Malerei, Bildhauerkunst, Musik und Architektur befinden, und wir werden uns bemühen, anzudeuten, durch welche Fortschritte und nach welchen Gesetzen die Vermischung der verschiedenen Schattirungen der jungen Schulen bewerkstelligt werden kann, sey es nun, daß sie mehr den Charakter suchen, wie die Gothen, oder mehr den Stil, wie die Griechen.

Mittlerweile ist jedoch die Anregung gegeben; die Fluth steigt. Die Grundfäße der literarischen Freiheit sind über die ganze Kunst als Saat verstreut. Die Zukunft wird ernten.

Wir gehören nicht etwa zu denen, die da glauben, daß die Kunst noch einer Hervollkommung fähig sey. Wir wissen sehr gut, daß man weder Phidias noch Raphael übertreffen wird. Aber wir schüteln auch nicht traurig den Kopf und erklären, daß es für immer unmöglich sey, ihnen gleich zu kommen; wir halten uns nicht für so eingeweiht in die Geheimnisse Gottes. Kann Er, der jene geschaffen hat, nicht auch andere schaffen? Warum will man dem menschlichen Geiste Schranken setzen? Alle Epochen sagen ihm zu, er gedeiht unter allen Himmelsstrichen. Das Alterthum hat seinen Homer; aber das Mittelalter hat seinen Dante. Shakespeare und die Kathedralen im Norden; die Bibel und die Pyramiden im Osten.

Und welch' eine Epoche ist die unsrige! Wir haben es schon an anderen Orten und mehr als einmal gesagt: die notwendige Folge einer politischen Revolution ist eine literarische. Was können wir dagegen thun? Es liegt etwas Verhängnisvolles in diesem Parallelismus der Literatur und der Gesellschaft. Die Sitten und die Gesetze werden zuerst erschüttert, die Kunst folgt. Warum ihr die Zukunft verschließen? Der stolze Ehrgeiz bringt große Dinge hervor. Sollte das Jahrhundert, das groß genug war, um seinen Karl den Großen zu zungen, zu klein seyn, einen Shakespeare hervorzubringen?

Wir glauben daher fest an die Zukunft. Man sieht wohl hier und da noch auf der Oberfläche der Kunst einige Trümmer alter entmasteter Poesten, die schon vor zehn Jahren an allen Seiten lech waren; man sieht auch wohl einige Eigensinnige, die sich daran anklammern. Rari nantes. Wir beklagen sie; aber unsere Blicke richten sich auf andere Punkte. Wenn es uns erlaubt wäre, uns, die wir weit davon entfernt sind, uns zu denen zu zählen, die jene großen Fragen durch große Werke zu lösen bestimmt sind, eine Vermuthung über das zu wagen, was aus der Kunst werden wird, so würden wir behaupten, daß die Kunst binnen wenigen Jahren, ohne auf ihre übrigen Formen Verzicht zu leisten, sich ganz besonders unter der Gestalt des Dramas zusammengedrängt zeigen wird. Die Gründe

^{*)} Wir glauben, einen Akt der Gerechtigkeit anzuhängen, indem wir dem neulich mitgetheilten Ausspruch des Herrn Wiener (S. No. 14 des Magazins) hier die Ansichten des Stimmführers der entgegengesetzten Schule folgen lassen und so unseren Lesern Gelegenheit geben, die neueste Stellung der beiden kriegführenden literarischen Parteien würdigen zu können.

zu dieser Behauptung haben wir in der Vorrede eines Buches auseinandergesetzt, welches hier zu erwähnen nicht der Mühe lohnt.

Unserer Meinung nach muß daher auch das Drama der Zukunft, um die erhabene Idee, welche wir von demselben hegen, zu verwirklichen, um seinen Platz zwischen der Presse und der Rednerbühne würdig auszufüllen, groß und ernst der Form wie dem Wesen nach seyn.

Die Fragen der Form sind seit mehreren Jahren sämmtlich erörtert worden. Die Form ist von Wichtigkeit in der Kunst. Die Form ist etwas weit Absoluteres, als man gewöhnlich glaubt. Es ist z. B. ein Irrthum, wenn man meint, daß derselbe Gedanke auf verschiedene Weise geschrieben, daß dieselbe Idee mehrere Formen haben kann. Eine Idee hat immer nur Eine Form, welche ihr eigenthümlich ist, welche ihr ganz und vollständig und wesentlich zukommt, und welche mit ihr zugleich aus dem Kopfe des Genies hervorspringt. So ist bei den großen Dichtern nichts unzertrennlicher, nichts zusammenhängender, als die Idee und der Ausdruck der Idee. Wenn man die Form tödtet, so tödtet man in der Regel den Gedanken mit.

Daher muß auch jede Kunst, die bestehen will, damit beginnen, sich selbst die Fragen über die Form, Sprache und über den Stil genau zu stellen. In dieser Beziehung sind die Fortschritte in Frankreich seit zehn Jahren fühlbar. Die Sprache hat eine gründliche Verbesserung erfahren. Und damit unsere Meinung deutlich werde, erlaube man uns hier mit einigen Worten die verschiedenen Bildungen unserer Sprache anzudeuten, wie sie besonders seit dem 16ten Jahrhundert zu bemerken sind — einer Zeit, wo die Französische Sprache angefangen hat, die literarischste in Europa zu werden.

Man kann von der Französischen Sprache im 16ten Jahrhundert sagen, daß es durchaus eine Sprache der Wiedergeburt war. Im 16ten Jahrhundert findet sich der Geist der Wiedergeburt überall — in der Sprache, wie in allen Künsten. Der Römisch-Byzantinische Geschmack, den das große Ereigniß von 1453 über den Westen ausbreitete, und der seit der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts sich allmählig über Italien ausgedehnt hatte, langte in Frankreich erst im Anfange des 16ten Jahrhunderts an; aber in demselben Augenblick dringt er überall ein, überschweemt Alles. Nichts widersteht der Fluth. Baukunst, Poesie, Musik, alle Künste, alle Studien, alle Ideen, selbst die Hausgeräthe und die Kleidungen, sogar die Gesessgebung und die Theologie und die Medizin — Alles folgt bunt durch einander gemischt und wird von dem Strome der Wiedergeburt fortgerissen. Die Sprache gehört zu den zuerst an die Reihe gekommenen Dingen; in einem Augenblicke fällt sie sich mit Lateinischen und Griechischen Wörtern an; ihr alter Gallischer Boden verschwindet fast gänzlich unter einem klangvollen Chaos von Homerischen und Virgilischen Lauten. Zu dieser Zeit des Mäuses und des Enthusiasmus für das gelehrte Alterthum spricht die Französische Sprache, wie die Architektur, Lateinisch und Griechisch mit einer unendlichen Verwirrung und mit einem unendlichen Reiz; es ist bewundernswürdiges klassisches Stottern. Seltsamer Augenblick! Es ist eine erst im Werden begriffene Sprache, — eine Sprache, auf der das Lateinische und Griechische Wort nackt liegt, wie die Adern und Sehnen auf einem Skelett. Und dennoch ist diese noch unvollendete Sprache zuweilen sehr schön; sie ist reich, verziert, unterhaltend, unerschöpflich in Formen, voller Leben und Farbe; aus Liebe zu Griechenland und Rom wird sie barbarisch; sie ist pedantisch und naiv. Im Vorbeigehen ist zu bemerken, daß sie zuweilen überladen, schwülzig und dunkel scheint. Nicht ohne das Fließende unseres alten Gallischen Idioms zu stören, haben jene beiden todtten Sprachen ihr Wörterbuch ausgeleert. Werkwürdig ist es und erklärt sich durch Alles, was wir eben gesagt haben, daß für diejenigen, welche nur die gewöhnliche Sprache verstehen, das Französisch des 16ten Jahrhunderts unverständlicher ist, als das des funfzehnten. Für diese Klasse von Lesern ist Brantôme weniger deutlich als Jean de Troyes.

Im Anfang des 17ten Jahrhunderts wurde mit dieser unreinen und gemischten Sprache die erste Läuterung vorgenommen. Eine geheimnißvolle Operation, welche durch die Jahre und durch die Menschen, durch die Masse und die Gelehrten, durch die Ereignisse und durch die Bücher, durch die Sitten und durch die Ideen zu Stande gebracht wurde, und die als Resultat die bewundernswürdige Sprache Mathieu's und Regnier's ergab, welche später die Sprache Voltaire's und LaFontaine's und noch später die St. Simon's wurde. Wenn die Sprachen sich feststellten, was Gott verhüten möge, so hätte die Französische Sprache auf ihrem damaligen Punkt stehen bleiben müssen. Es war eine schöne Sprache — die